

TIM RAUE

MIT STEFAN ADRIAN

ICH  
WEISS,  
WAS  
HUNGER  
IST

CALLWEY

TIM RAUE  
MIT STEFAN ADRIAN

**ICH  
WEISS,  
WAS  
HUNGER  
IST**

**CALLWEY**





Mit Oma Gerda auf dem Balkon ihrer Wohnung in Berlin-Charlottenburg (1981)

# **INHALT**

## **VORWORT**

### **TEIL 1**

# **FINDING YOURSELF**

## **1 ZWISCHEN ELTERN UND ONKELZ**

## **2 AUF DEN STRASSEN BERLINS**

## **3 KÖNIG DER SCHULE**

## **4 LEHRJAHRE SIND KEINE HERRENJAHRE**

## **5 AUS EINS MACH ZWEI**

## **6 HUMMER, BUTTERBROT UND PEITSCHER**

## **7 HÖHER SCHNELLER WEITER**

## **8 TEUFELSKÖCHE**

**9 ASIATISCHE OFFENBARUNG**

**10 PUNKTLANDUNG**

**TEIL 2**

# **CREATING YOURSELF**

**11 SELBSTSTÄNDIG**

**12 FRANCHISE TIM**

**13 SONNENUNTERGANG, SONNENAUFGANG**

**14 AM CHIEF'S TABLE**

**15 SHOWTIM(E)**

**16 PANDEMIE**

**17 ZWEI HOCHZEITEN UND EIN TORTENFALL**

# *Lassen Sie sich inspirieren ...*

Ob Architektur, Fashion, Kochen & Backen, Wohnen oder Reisen:  
Callwey Bücher entführen Sie immer wieder aufs Neue in andere  
Welten.

Mit unserem NEWSLETTER tauchen Sie monatlich ein in unsere  
stilvolle Welt:

köstliche Rezepte, Dekorations-Ideen und schöne Geschichten.

Seien Sie als Erstes informiert über unsere Novitäten und  
Verlosungen!

<https://www.callwey.de/newsletter/>

**Jetzt abonnieren**

Natürlich finden Sie uns auch auf SOCIAL MEDIA.  
Folgen Sie uns schon?

**@ Callwey**



<https://www.facebook.com/callwey>



<https://www.instagram.com/callwey>

*Callwey Bücher machen glücklich.  
Probieren Sie es doch mal aus.*







Jung und neugierig (1981)



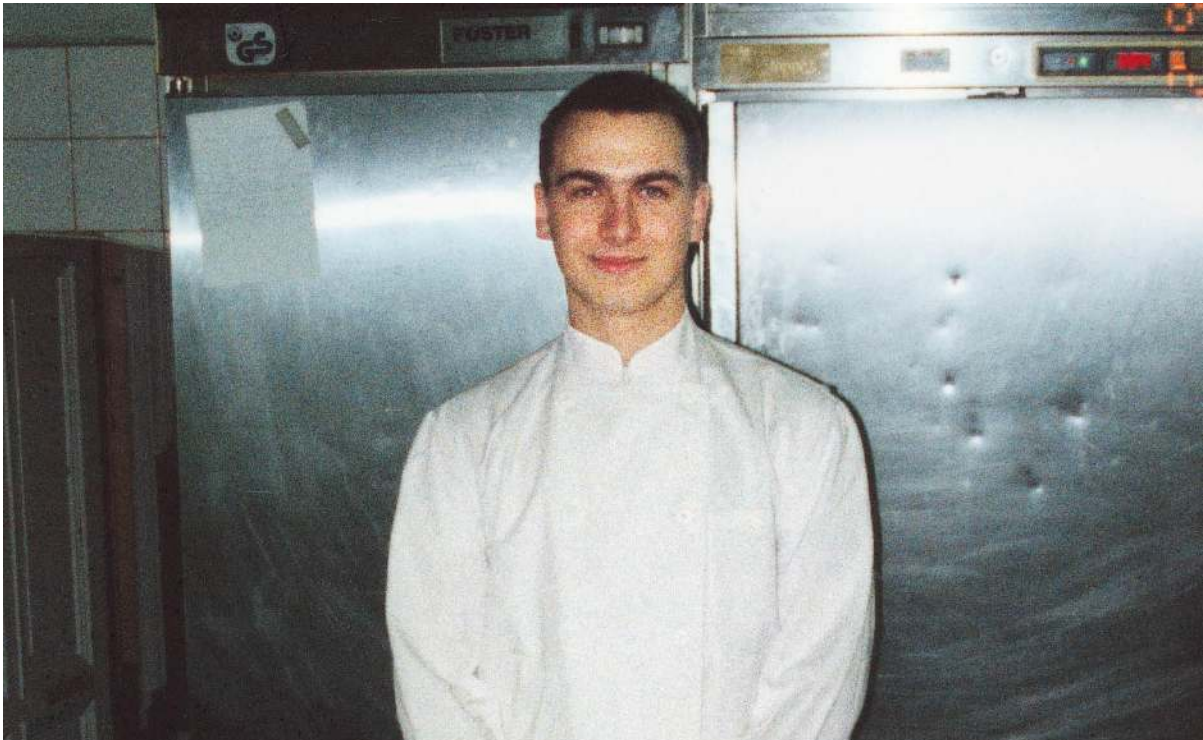
Mit Klassenkameraden, Hector-Peterson-Oberschule







Erste Küchenchefstelle im Restaurant Rosenbaum, Berlin (1997)





Drittes Lehrjahr als Koch Restaurant Auerbach, Berlin (1994)





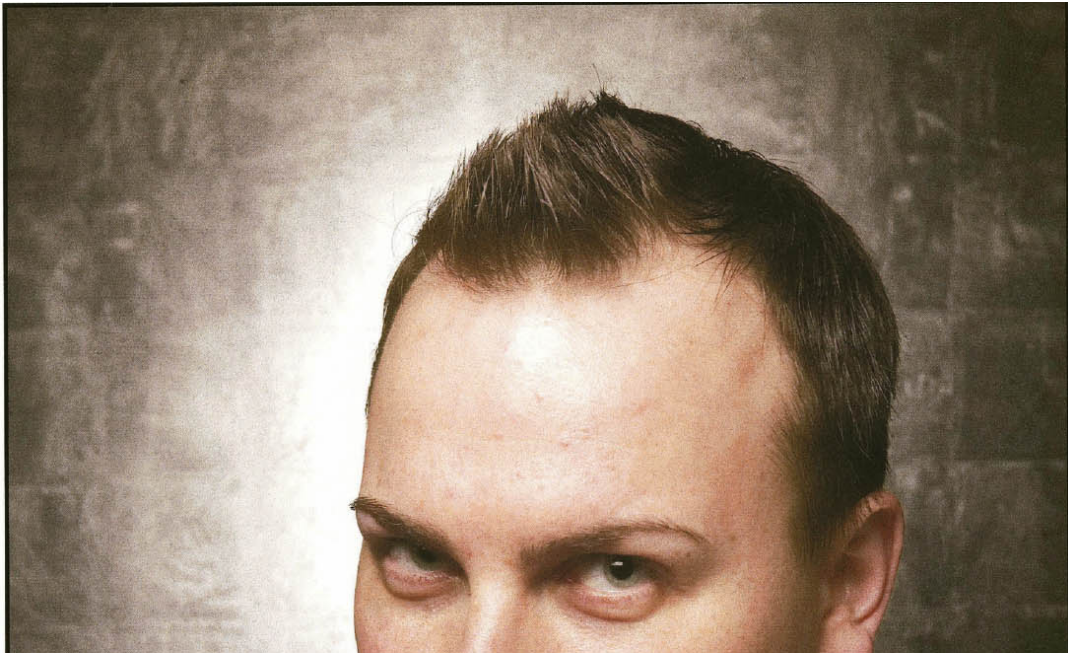




Mit Bernd Mathies (Laudator und Journalist) und Volker Hassemer (Berlin Partner) anlässlich der Ehrung zum Berliner Meisterkoch (2000)











*Alain*

Fotoshooting anlässlich des ersten Michelin-Sterns und der Ehrung zum Gault Millau Koch des Jahres (2006)



# VORWORT

Mein Leben war und ist alles, nur nicht beschaulich und langweilig.

Meine Kindheit wünsche ich niemandem.

Meine Jugend war geprägt von Unverständnis und der Suche, zu etwas dazuzugehören.

Mein Beruf hat mich motiviert, meinem Leben eine Struktur und ein Ziel zu geben: erfolgreich zu sein. Anfangs um jeden Preis, rücksichtslos und ohne Gnade gegen andere und mich selbst.

Reflexion und Selbsterkenntnis haben mir geholfen, ein besserer Chef und später auch ein besserer Mensch zu werden.

Nichts von all dem hätte ich ohne die Menschen geschafft, die mich begleitet haben; manche länger, andere kürzer und einige wenige sehr lange. Dafür möchte ich euch allen danken.

Danke Marie für unsere gemeinsame Zeit, dein Vertrauen und dein Engagement.

Danke Katharina, dass du dein Leben mit mir teilst und für deine bedingungslose Liebe.

Special thanks an Sherley, du bist das wunderbarste Wesen in meinem Leben.



**TEIL I**

**FINDING YOURSELF**

# 1

## ZWISCHEN ELTERN UND ONKELZ

Ein richtig schmerzhafter Bluterguss ist erst rot, verfärbt sich dann langsam, während gleichzeitig die Schwellung zunimmt, bis das Ding schließlich bläulich-violett schimmert.

Woher ich das weiß? Bestimmt nicht, weil wir uns in der Küche mit Kochlöffeln verprügeln. Blaue Flecken und Schwellungen gehören zu den Erinnerungen an meine Kindheit, an meine Vergangenheit auf den Straßen Berlins – genauso wie der Falsche Hase, den meine Großmutter wie keine Zweite zubereitet und mit dem sie mich immer verwöhnt hat, wenn ich die Wochenenden bei ihr und meinem Großvater verbracht habe.

Meine Eltern haben sich Anfang der Siebzigerjahre in Berlin kennengelernt. Meine Mutter stammt aus Schwaben und war nach dem Abschluss ihrer Lehre als Verkäuferin mit Anfang 20 nach Berlin gekommen, da ihre ältere Schwester damals bereits in der Stadt lebte. Mein Vater ist gebürtiger Berliner und, wie meine Mutter, Jahrgang 1952. Er war als Einzelkind im Westteil der Stadt aufgewachsen. Es waren wohl die Gegensätze, die sich anzogen, als sie sich das erste Mal trafen. Meine Mutter ist eine introvertierte, zierliche Frau, während mein Vater nicht auf den Mund gefallen ist und weiß, wie man eine Runde unterhält.

Es dauerte nicht lange, bis sie schwanger wurde und die beiden heirateten. Als ich zur Welt kam, waren beide gerade mal 22 Jahre alt und bemerkten rasch, dass sie nicht

füreinander bestimmt waren. Zu meinen frühesten Kindheitserinnerungen gehören heftige Auseinandersetzungen und knallende Türen. Die Scheidung kam, als ich drei Jahre alt war. Aber auch nach der Trennung fanden meine Eltern keinen Weg, vernünftig miteinander zu kommunizieren. Wenn sie sich begegneten, wurden keine drei Sätze gewechselt, dann artete das Ganze in eine Schreierei aus. In den folgenden Jahren wurde ich zwischen meinen Eltern hin- und hergeschoben wie ein unerwünschtes Paket.

Die erste Zeit nach der Trennung verbrachte ich bei meiner Mutter in Kreuzberg. Wir lebten damals in der Wrangelstraße am Schlesischen Tor, einer Arbeitergegend mit hohem Ausländeranteil. Nur einen Steinwurf vom Kiez entfernt, fließt die Spree, dahinter erstreckte sich jener Teil der Mauer, der den Ostberliner Bezirk Friedrichshain von Kreuzberg trennte.

Unsere Wohnung war bescheiden und funktional eingerichtet, manche der Möbel waren Geschenke von Bekannten meiner Mutter. Wir lebten seit der Trennung am Rande der Armut, und manchmal war das Geld so knapp, dass wir nur abends die Heizung aufdrehten. Meine Mutter arbeitete nach einer Umschulung als Kindergärtnerin. Mit ihrem Gehalt waren aber keine großen Sprünge möglich, zumal sie – da bin ich ihr vielleicht ähnlich – mit Geld nicht wirklich gut umgehen konnte. Trotzdem versuchte sie, mich im Rahmen ihrer Möglichkeiten auch zu verwöhnen. Dann gingen wir in ein Restaurant am Görlitzer Bahnhof, und ich durfte bestellen, was ich wollte. Meine Mutter kochte nicht gerne, weshalb unter der Woche kaum warme Speisen bei uns auf den Tisch kamen. Eine ihrer Spezialitäten war eine Steinpilzsuppe aus der Tüte, die ging ja noch, aber ich hasste den ewig wiederkehrenden Chicorée-Schinken-Salat mit Mandarinen aus der Büchse.

Deshalb waren diese Restaurantbesuche für mich das Höchste. Das Lokal war groß, im Hintergrund lief arabische Musik, und zu essen gab es neben arabischen Spezialitäten

auch Pizza. Mein absolutes Highlight war Geschnitzeltes auf arabische Art, also im Grunde Kalbfleisch mit Champignon-Rahm-Sauce, die etwas schärfer gewürzt war. Dazu gab es herrliches Fladenbrot. Es war für mich das Größte, dieses warme, weiche Brot in die Sauce zu tunken und in den Mund zu stecken. Den Geschmack habe ich heute noch auf der Zunge. Manchmal gingen wir auch in das italienische Restaurant gegenüber, wo ich mit größter Leidenschaft Hummerkrabben verdrückte. Mit Essen konnte man damals schon mein Herz erobern.

Mein Vater hatte Berlin aus beruflichen Gründen inzwischen verlassen und war nach Weil der Stadt gezogen, einem kleinen Ort in der Nähe von Stuttgart. Als ich neun war, eröffnete er mir, dass er wieder heiraten wollte. Das Interesse seiner neuen Frau an mir hielt sich jedoch in Grenzen. Anfangs sah es so aus, als wolle man mich nicht einmal bei der Hochzeitsfeier dabeihaben. Erst nach einem Streit mit meinen Großeltern lenkten die beiden ein.

Für die meisten Kinder ist der erste Flug ihres Lebens eine Urlaubsreise in den Süden. Wenn man mich fragt, wohin meine erste Reise ging, habe ich eine andere Antwort parat: »Mit meinen Großeltern zur Hochzeit meines Vaters.«

Die Tage dort verliefen wider Erwarten so reibungslos, dass meine Stiefmutter beschloss, dem kleinen Berliner Bengel doch eine Chance zu geben. Sie überraschten meine Mutter kurz darauf sogar mit dem Vorschlag, ich solle zu ihnen in die Kleinstadt ziehen. Meine Mutter stimmte zu. Sie wollte mich nicht abschieben, sie dachte tatsächlich, dass es im besten Interesse eines Kindes sei, wenn es auch bei seinem Vater aufwuchs. Selbst wenn dieser Vater derjenige war, den sie für ihr Unglück verantwortlich machte. Sie hat es nie ganz verwunden, dass er sich von ihr getrennt hatte.



Ich war neuneinhalb, als ich den Wrangelkiez verließ und nach Weil der Stadt verfrachtet wurde. In meiner Erinnerung war ich bis dahin ein ganz normaler Junge gewesen. Ich war in der Schule recht beliebt, ich hatte Freunde, und vor allem gehörte ich nicht zu denen, die ständig Ärger machten. Das sollte sich jetzt ändern.

Ich weiß bis heute nicht so recht, was genau mein Vater beruflich machte – als Kind hatte ich es nicht verstanden, später hat es mich nicht mehr interessiert. Ich wusste nur, dass er niemand war, dem man ein X für ein U vormachen konnte, und dass er meistens ziemlich erfolgreich in dem war, was er tat.

In Weil der Stadt hatte er eine Firma gegründet, die irgendetwas mit Herstellungstechnik zu tun hatte. Sein Partner war ein schmieriger Typ mit Glatze, der mir immer durch das Haar strubbelte. Die moderne Doppelhaushälfte, in die ich nun zog, war deutlich größer als die Wohnung meiner Mutter, und auch der Kühlschrank war wesentlich voller. Mein Vater verdiente gut in seinem Beruf.

Während meine Mutter gedacht hatte, es sei das Beste für mich, wenn ich Zeit mit meinem Vater verbringen könnte, war mein Vater jemand, der hauptsächlich das Beste für sich wollte. Alles kreiste nur um ihn. Wenn etwas nicht nach seiner Vorstellung lief, konnte man beinahe zusehen, wie ihm der Kamm schwoll. Dann brauchte er ganz schnell ein Ventil, um seine Launen loszuwerden. In seinem Sohn hatte er es gefunden. Wenn mein Vater Stress hatte, musste ich es ausbaden. Hatte ich etwas angestellt, gab es Fernsehverbot. Wenn ich mich nicht daran hielt, fiel ihm immer wieder etwas Neues zu meiner Bestrafung ein. Was mit Zurechtweisungen begann, wurde relativ schnell zu handfestem Terror. Die Anlässe waren oft banal, einen Grund für seine Ausbrüche fand er immer.

Ich weiß noch, wie mein Vater eines Abends in mein Zimmer kam. Er hatte Mühe, seine Stimme zu kontrollieren, und fuhr mich an, warum ich meine Hausaufgaben so schlampig erledigt hätte.

Von diesem Abend an brüllte er immer öfter aus dem Wohnzimmer herüber: »Tim, komm sofort hierher.« Bald wusste ich genau, was mir blühte. Wenn ich dann zögerlich ins Wohnzimmer trat, konnte es stundenlang dauern, bis ich mich seinen Wutausbrüchen wieder entziehen konnte. Hinterher verkroch ich mich todunglücklich in mein Zimmer.

Meine Stiefmutter tat so, als ginge sie das alles nichts an. Vielmehr fand sie ebenfalls Mittel und Wege, um mir zu zeigen, was sie von meinem vermeintlichen Fehlverhalten hielt. Dabei hatte ich gerade in meiner Zeit in Weil der Stadt nichts Schlimmes angestellt. Es reichte vollkommen aus, dass ich die teils absurden Vorgaben meines Vaters nicht erfüllen konnte. Wenn ich für die Schule einen Aufsatz von einer Seite schreiben sollte, verlangte mein Vater zwei. Er ließ mich seitenweise auswendig lernen, und wenn ich nur für einen Moment ins Stocken geriet, platzte er. Für mich bedeutete das blaue Flecken.

Mein Zuhause in Weil der Stadt wurde mit der Zeit zu einem Ort, der für mich mit Angst besetzt war. Ich begann, mich immer öfter zu verdrücken. Und ich legte einen erstaunlichen Erfindungsreichtum an den Tag, wenn es darum ging, unangenehme Konsequenzen zu vermeiden.

Ich musste damals eine Zahnspange tragen. Selbstredend, dass ich das Drahtgestell hasste. Eines Tages war das blöde Ding einfach weg. Vielleicht war es im Bad hinter die Waschmaschine gefallen, vielleicht hatte ich es in der Schule verloren. Ich hatte keine Ahnung, wo und wann das passiert war, aber ich wusste ganz genau, was mir blühte, wenn mein Vater dahinterkam. Also ging ich in die Werkzeugkammer im Keller, nahm ein Stück Draht und einen LötKolben und bastelte

mir eine neue Spange. Ich schaffte es tatsächlich, die Täuschung für mehrere Wochen aufrechtzuerhalten. Erst auf der Weihnachtsfeier der Firma meines Vaters flog die Tarnung auf. Als das Essen auf den Tisch kam, forderte mich mein Vater auf, die Zahnspange herauszunehmen.

»Muss ich wirklich?«, fragte ich.

»Ja.« Sein Blick duldete keinen Widerspruch.

Ich nahm die verbogene Drahtkonstruktion aus dem Mund und ließ sie langsam in das Wasserglas neben meinem Teller gleiten. Als mein Vater erkannte, dass da nur eine mehr schlecht als recht zusammengeschweißte Attrappe im Glas lag, blickte er mich einen Moment lang verblüfft an. Dann verfinsterte sich seine Miene, und er zischte mir zu: »Das wird Folgen haben.«

Ein anderer Vorfall, bei dem ich eine gewisse Kreativität an den Tag legte, hatte mit meiner Stiefmutter zu tun. Sie hatte mir einmal nach einem Streit meinen Hausschlüssel hinterhergeworfen, den ich nicht mehr finden konnte. Wenn ich das meinem Vater gesagt hätte, wäre der Ärger nur wieder von vorn losgegangen. Also lockerte ich jeden Tag, bevor ich zur Schule ging, eines der beiden Kellerfenster, die sich rechts und links neben der Eingangstür befanden. So konnte ich später unter dem Gitter durchschlüpfen und durch den kühlen Keller ins Haus einsteigen, ohne dass jemand Wind davon bekam, dass ich keinen Schlüssel mehr hatte.

Einige Wochen später kam dann der Moment, in dem ich anfang zu lügen.

Weil der Stadt war eine der Endhaltestellen der Stuttgarter S-Bahn. Hinter dem Bahnhof befand sich ein großes Areal, auf dem leere Waggonen standen. Rechts und links davon verliefen leicht abschüssige Hügel. Für uns Kinder war das der beste Abenteuerspielplatz überhaupt. Eines Nachmittags tollten ein Schulfreund und ich über das Gelände. Es war Sommer, das

Gras war hoch und trocken – und ich hatte ein Feuerzeug in der Hosentasche.

»Meinst du, das Gras brennt?«, fragte ich.

»Probier's mal«, antwortete er.

Wir fanden ein Stück Papier und schichteten einen kleinen Haufen Gras darüber. Dann zückte ich das Feuerzeug.

»Es brennt, es brennt«, jubilierte ich.

Plötzlich ging alles ganz schnell. Das Feuer breitete sich aufgrund der Trockenheit rasant aus. Wir starrten so gebannt auf die knisternden Flammen, die schon den Hügel hochwanderten, dass wir vergaßen abzuhaue. Irgendjemand muss uns bei der Zündelei beobachtet haben, denn während wir noch wie angewurzelt dastanden, waren Feuerwehr und Polizei zur Stelle. Einer der Polizisten packte uns, während die anderen versuchten, den Schaden einzudämmen.

»Warum habt ihr das gemacht?«, blaffte er uns in einem Ton an, als hätten wir gerade einen seiner Kollegen umgelegt.

»Da war so ein Mann mit einer schwarzen Lederjacke, der hat gesagt, wir sollen das machen«, stammelte ich. Ich weiß bis heute nicht, wie ich auf diesen Blödsinn kam. Als der Polizist sich einen Moment abwandte, sprangen mein Freund und ich auf unsere Räder und gaben Fersengeld.

Mein Vater erfuhr zum Glück nichts von dem halb verbrannten Feld und dem Feuer, das auch auf den Bahnhof hätte übergreifen können. An jenem Tag beging ich das, was man als erste Straftat meines Lebens bezeichnen könnte. Und anders als bei meinen »Vergehen«, für die ich regelmäßig den Zorn meines Vaters zu spüren bekam, wusste ich diesmal definitiv, dass ich etwas falsch gemacht hatte. Und dass ich mit einer Lüge und viel Schwein gerade noch mal davongekommen war.

Die Stimmung in der Doppelhaushälfte in Weil der Stadt wurde mit der Zeit immer schlechter. Auch, weil die Beziehung

zwischen meinem Vater und seiner Frau schwieriger wurde. Die Entscheidung, dass ich wieder nach Berlin ziehen sollte, war deshalb wohl für alle Beteiligten eine Erleichterung.

Ich hatte meine Mutter während meiner Zeit in Weil der Stadt gelegentlich besucht, auch wenn ich keine genaue Erinnerung daran habe, wie oft. Zur Hochzeit meines Vaters war ich noch mit meinen Großeltern geflogen, danach hockte ich meistens alleine im Flieger. Wenn andere Kinder im Flugzeug heulten oder sich vollkotzten, saß ich grinsend daneben, wie ein kleiner, abgezockter Flugprofi.

Ich zog wieder in die Wohnung in der Wrangelstraße, in der sich in den vergangenen anderthalb Jahren genauso wenig verändert hatte wie im Leben meiner Mutter. Kurz nach meiner Rückkehr musste sie ins Krankenhaus, und ich wohnte für zwei Wochen bei einer ihrer Freundinnen. Ich landete immer wieder mal bei den seltsamsten Gestalten, die auf mich aufpassen sollten, wenn meine Mutter länger außer Haus war. Einer davon, ein leicht zotteliger Typ mit bunten Klamotten, wollte mir einmal weismachen, dass man Kiwis mit der Schale essen kann: »Wirklich, Kleiner, man kann *alles* so essen, wie die Natur es gemacht hat«, faselte er, »das ist wie bei einem Apfel! Man kann einfach reinbeißen.«

»Dann beiß doch rein«, antwortete ich.

»Aber Kiwis sind für Kinder«, sagte er.

»Sind sie nicht!«, entgegnete ich mit all der Macht meiner elf Jahre. So leicht verarschte man mich nicht.

Gelegentlich wurde ich auch der Obhut meiner Tante übergeben, die gleich um die Ecke in der Cuvrystraße wohnte. Meine Tante war – anders als meine Mutter – eine eher unsensible, herrische Frau, die ihre Meinung immer überzeugend vertrat, auch wenn das Gesagte Bullshit war. Ich mochte sie trotzdem ganz gern, immerhin war sie der einzige Kontakt zu meiner Familie mütterlicherseits. Meine schwäbischen Großeltern habe ich in meinem Leben vielleicht

zweimal gesehen. Und in dem Dorf, in dem sie lebten, war ich nie. Meine Mutter hatte keine enge Beziehung zu ihren Eltern. Wir haben zwar nie über die Gründe gesprochen, aber manchmal machte sie vage Andeutungen, dass sie zu Hause massive Ablehnung erfahren habe. Dieses Gefühl hing ihr ein Leben lang nach.

Vielleicht waren die Erfahrungen mit ihren eigenen Eltern auch ein Grund dafür, dass sie den Kontakt zu meinen Großeltern väterlicherseits von Anfang an zu unterbinden versuchte. Die Scheidung machte die Situation nicht einfacher, aber meine Großeltern blieben hartnäckig. Sie wollten sich das Recht auf ihren einzigen Enkel nicht abspenstig machen lassen. Trotzdem hatte es bis zu meinem vierten oder fünften Lebensjahr gedauert, bis sie mich besuchen oder gelegentlich für ein Wochenende zu sich nehmen durften. Dann saß ich mit meinem gepackten Rucksack in der Küche, wartete auf das Läuten und das Rauschen der Gegensprechanlage.

»Hallo Tim, du bist ja schon wieder ein Stück größer geworden«, begrüßte mich mein Großvater, der mich im Treppenhaus in Empfang nahm, während meine Großmutter im Auto wartete. Meine Mutter wollte nicht, dass sie hochkam. Er gab mir einen Klaps auf die Schulter und folgte mir die Treppen hinunter. Dann kletterte ich auf die Rückbank des Wagens, und los ging's ans andere Ende von Berlin. Zu Hause bei sich steckten sie mich zuerst in die Badewanne und meine Klamotten in die Waschmaschine. »Die stinken vielleicht nach Rauch!«, schimpfte meine Großmutter jedes Mal.

Wenn ich frisch geschrubbt und gestriegelt aus dem Bad kam, gab es kalte Platte mit Wurst, Käse, liebevoll drapierten Radieschen und aufgeschnittenen Gurken. Bei meiner Mutter bekam ich zwar auch ab und zu Brot mit Aufschnitt, aber hier schmeckte es anders. Das ganze Drumherum war anders. Mein Großvater und ich lümmelten uns auf das Ecksofa, vor uns der